



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung der  
A K B H -S

Umschlagvorderseite: Rekonstruktionsmodell und Inneres nach Osten der Synagoge in Essen  
Umschlagrückseite: Rekonstruktionsmodelle der Synagogen in Halberstadt, Seesen und Wörlitz

**Aliza Cohen-Mushlin und Harmen H. ies (Hg.): Synagogenarchitektur in Deutschland  
Dokumentation zur Ausstellung:**

„ ... und ich wurde ihnen zu einem kleinen Heiligtum ... “ – *Synagogen in Deutschland*  
Schriftenreihe der Bet Tfila – Forschungsstelle für jüdische Architektur in Europa,  
hg. v. Aliza Cohen-Mushlin und Harmen ies, Band 5  
Michael Imhof Verlag, Petersberg 2008

Redaktion: Mirko Przystawik  
Layout: Bet Tfila – Forschungsstelle, Braunschweig  
Reproduktion: Michael Imhof Verlag, Petersberg  
Druck: Fuldaer Verlagsanstalt, Fulda

© 2008  
Michael Imhof Verlag GmbH & Co. KG  
Stettiner Straße 25  
D-36100 Petersberg  
Tel. 06 61/962 82 86, Fax 06 61/636 86  
www.imhof-verlag.de

ISBN 978-3-86568-344-1

*Inhalt*

Grußworte	7
Einleitung und Dank	9
Zur Einführung	15

*Essays*

Idee und Bild der Synagoge	21
Jüdischer Gottesdienst und die Synagoge	41
Synagogenarchitektur im Mittelalter und der frühen Neuzeit	47
Die Barocksynagogen des 17. und 18. Jahrhunderts	57
Sephardischer Synagogenbau – Amsterdam und London	63
Synagogen des Klassizismus	69
Synagogen und der Historismus des 19. Jahrhunderts	79
Synagogen vom Historismus zum ‚Neuen Bauen‘	87
Neue Synagogen in Deutschland nach 1945	97

*Synagogen des Mittelalters*

Worms	109
Miltenberg und Korneuburg	113

*Synagogen des Barock*

Fürth und Frankfurt/Main	117
Halberstadt und Berlin (Heidereutergasse)	123
Hamburg-Altona	129
Celle	131
Hornburg	133
Reckendorf	137

*Synagogen des Klassizismus*

Wörlitz	143
Düsseldorf	147
Karlsruhe	151
Seesen	155
Bodenfelde und Moringen	159
Nienburg/Weser und Hannover (Alte Synagoge)	163

*Synagogen um 1850*

Kassel	167
Hamburg (Poolstraße)	171
Dresden	173
Aschenhausen	179
Burg und Egel	183
Krakow am See	189
Schwedt/Oder	193

*Neomaurische Synagogen*

Ingenheim	197
Leipzig	201
Berlin (Oranienburgerstraße)	205
Köln	209

*Synagogen des späten Historismus*

Breslau und Hannover (Neue Synagoge)	213
Braunschweig und Wolfenbüttel	217
Eisenach	221
Köthen	225

*Synagogen vor dem Ersten Weltkrieg*

Bingen	229
Darmstadt	231
Görlitz	235
Wilhelmshaven	239
Essen	243
Berlin (Fasanenstraße)	249

*Synagogen der Weimarer Republik*

Genthin	253
Dieburg	255
Plauen	259
Hamburg (Oberstraße)	265

*Index*

Index – Namen und Orte	269
------------------------	-----

## NEUE SYNAGOGEN IN DEUTSCHLAND NACH 1945

*von Ulrich Knufinke*

Ein dauerhaftes neues jüdisches „Leben im Land der Täter“<sup>1</sup> war nach dem Holocaust für die meisten Überlebenden kaum denkbar. Sie selbst waren ausgezehrt, krank und oft durch das Erlebte traumatisiert, ihre Familien waren ermordet, ihr Eigentum enteignet oder zerstört. Synagogen und andere Gemeindevorrichtungen waren vernichtet, beschädigt oder für fremde Zwecke genutzt. Die Auswanderung, nach Palästina zum Aufbau eines jüdischen Staats oder nach Übersee, schien den meisten die einzige Möglichkeit, überhaupt ein neues Leben aufbauen zu können. Nur eine kleine Zahl der Mitglieder deutscher jüdischer Gemeinden hatte die Verfolgung in den Lagern oder im Untergrund überlebt.

Im Mai 1945 lebten in Deutschland außerdem aber einige jüdische Menschen, die aus anderen Staaten in die Konzentrationslager verschleppt worden waren und hier befreit wurden. Diese „Displaced Persons“ (DPs), die wegen der politischen Situation nicht in ihre Herkunftsländer zurückkehren konnten und wollten, sondern die Auswanderung in andere Staaten anstrebten, begründeten in den DP-Camps der westlichen Besatzungszonen ein vorübergehendes, provisorisches jüdisches Leben mit eigenen Synagogen, Religionsschulen und anderen Einrichtungen. Nur wenige Spuren dieser provisorischen Synagogen sind heute noch greifbar: In Celle richtete man kurz nach der Befreiung 1945 die barocke Synagoge der Stadt (s. Artikel) als Gebetsraum für Überlebende des Konzentrationslagers Bergen-Belsen her. Da die alte Ausstattung im Zuge der Pogromnacht 1938 zerstört worden war, fertigte man einen neuen Toraschrein und eine neue Bima an, die mit anderen Ausstattungsstücken (zum Beispiel einem Parochet) bis heute erhalten sind.<sup>2</sup> Von wenigen anderen Synagogenräumen sind Fotos überliefert, doch bei den meisten DP-Lagersynagogen sind Größe und Gestalt der Gottesdiensträume unbekannt.<sup>3</sup>

Gleichzeitig mit den Gemeinschaften der DPs gründeten sich in vielen Städten kleine Gemeinden von Überlebenden, die in ihre Heimatsorte zurückgekehrt waren oder sich aus anderen Gründen nicht den Gemeinden der DP-Camps anschließen wollten. Eine solche Gemeindegründung fand zum Beispiel am 9. Juni 1945 in Stuttgart statt.<sup>4</sup> Diese frühen, zunächst ebenfalls provisorisch und auf Auflösung durch Auswanderung angelegten Gemeinden erfüllten wichtige soziale Funktionen für die Überlebenden, sie entfalteten aber auch neues religiöses Leben: In Stuttgart feierte man



*1 Celle, barocke Synagoge mit der Ausstattung für die jüdische DP-Gemeinde von 1945, Zustand vor 1974 (Foto: Sammlung Busch im Stadtarchiv Celle)*



2 Stuttgart, Synagoge, Arch.:  
E. Guggenheimer, 1952,  
Ansicht von Westen, Zustand  
vor 1964 (nach: Zelzer,  
Maria: Weg und Schicksal  
der Stuttgarter Juden, Ein  
Gedenkbuch, Stuttgart 1964)

3 Stuttgart, Synagoge, Inneres  
nach Osten (Foto: U. Knufin-  
ke 2006)

die ersten Gottesdienste in einem zur Synagoge hergerichteten Raum am schon am 2. Juni 1945.

Tatsächlich wanderten in den Jahren bis 1950 die meisten Bewohner der DP-Camps aus, und die neuen Gemeinden verloren viele ihrer Mitglieder. Dennoch wurden in Saarbrücken (1951)<sup>5</sup> und in Stuttgart (1952) bald die ersten größeren Synagogenneubauten eingeweiht. Eine längerfristige Etablierung jüdischer Gemeinden schien wieder möglich, die entsprechende Bauten erforderlich machte.<sup>6</sup> Die Stuttgarter Synagoge von Ernst Guggenheimer (1880-1973) knüpft architektonisch an Bauten der Weimarer Republik an, in deren letzten Jahren der Architekt bereits mit Entwürfen im Stil des Neuen Bauens in Erscheinung getreten war.<sup>7</sup> Die Synagoge, errichtet an der Stelle eines 1938 zerstörten Vorgängerbaus, erinnert vor allem an den Tempel in der Oberstraße in Hamburg (s. Artikel), wenngleich sie durchaus konservativer wirkt als der 20 Jahre ältere Bau: Einem großen, kubischen Saalbaukörper sind auf der Eingangsseite zwei niedrigere Flügel vorgelagert, die einen Vorhof einfassen. Wie in Hamburg wird auf eine Gliederung der Kuben weitgehend verzichtet, Fenster sind jedoch nicht zu modernistischen Bändern zusammengefaßt, sondern als schlanke Rechteckö nungen nebeneinander gereiht. Auch das Innere ähnelt dem Hamburger Tempel, die Bänke des Erdgeschosses sind auf eine rechteckige, hohe Nische für den Toraschreinbereich ausgerichtet, dreiseitig umlaufen die Frauenemporen den Saal.

In der sowjetischen Besatzungszone und in der frühen DDR stand der Neubeginn jüdischen Gemeindelebens vor noch größeren Problemen als im Westen: Die Versorgungslage war allgemein schlechter, eine religionsfeindliche Grundhaltung der Politik und antisemitisch motivierte Verfolgungen der späten Stalinzeit ließen nur wenige Gemeinden entstehen. In Erfurt wurde dennoch 1951-52 eine neue Synagoge gebaut, die einzige



4 Erfurt, Synagoge, Arch.:  
W. Nöckel, 1953, Ansicht  
von Norden (Foto: U. Knu-  
finke 2007)

in der Geschichte der DDR.<sup>8</sup> Man entschied sich zu einem Neubau am Standort der 1938 in Brand gesetzten und später abgetragenen Synagoge. Am 29. April 1949 wurde das Vorhaben der Baubehörde vorgelegt, der Erfurter Architekt Willy Nöckel hatte mit dem Datum 8. Mai 1948 schon einen entsprechenden Entwurf gefertigt.<sup>9</sup> Nachdem ein überkuppelter Rundbau als zu au ßig abgelehnt wurde, entstand nach Nöckels Plänen ein schlichter Saalbau mit etwa 200 Plätzen. Wie in dieser neoklassizistisch geprägten Phase der DDR-Architekturentwicklung üblich, verzichtet das Bauwerk weitgehend auf Elemente der Moderne, es ist darin aber durchaus mit den Synagogen in Stuttgart und Saarbrücken vergleichbar. Bis zum Ende der DDR entstanden keine weiteren Synagogenneubauten, die Gemeinden schrumpften auf wenige, vorwiegend ältere Mitglieder.

Ab der Mitte der Fünfziger Jahre wurde in der Bundesrepublik innerhalb rund eines Jahrzehnts eine große Zahl neuer Gemeindezentren und Synagogen eingeweiht. Bis dahin hatten sich zumeist in den Großstädten jüdische Gemeinden etablieren können, die nun die Provisorien der ersten Nachkriegsjahre verlassen wollten. Die Errichtung neuer jüdischer Gemeindeeinrichtungen galt in der Politik der Wiederaufbaujahre als Ausweis einer gelingenden „Wiedergutmachung“ der Verbrechen des Nationalsozialismus, Geldmittel aus entsprechenden Wiedergutmachungsleistungen und andere staatliche Zuschüsse machten die Finanzierung der Bauten erst möglich.<sup>10</sup> Zugleich konnte die junge Bundesrepublik damit den Gesinnungswandel und die Gewährung der Religionsfreiheit unter Beweis stellen.



5 Bremen, Synagoge, Arch.:  
K. Gerle, 1961, Inneres nach  
Osten (Foto: U. Knufinke  
2006)

6 Bremen, Synagoge, Arch.:  
K. Gerle, Ansicht von Norden  
(Foto: U. Knufinke 2006)

Drei Architekten entwarfen fast sämtliche Neubauten jener Jahre: Hermann Zvi Guttmann (Frankfurt), Karl Gerle (Recklinghausen) und Helmut Goldschmidt (Köln).<sup>11</sup> In unterschiedlicher Weise interpretierten sie die Traditionen der Bauaufgabe Synagoge neu, gemeinsam ist ihnen aber die Vorstellung, nicht nur ein Gotteshaus, sondern ein ganzes Gemeindezentrum zum Konzept zu machen: Die gemeinschaftsbildende und Identität ermöglichende Funktion, die in den ersten Nachkriegsjahren für die jüdischen Gemeinden mindestens ebenso wichtig war wie die religiöse, sollte die Bauwerke prägen.<sup>12</sup> So waren neben dem Betsaal auch Festsäle, Versammlungs- und Verwaltungsräume sowie gelegentlich Altenheime, Kindergärten und Jugendzentren zu planen. Die verschiedenen Lösungen der drei Architekten sollen hier anhand von drei gleichzeitig umgesetzten Projekten vorgestellt werden.

Karl Gerle (1903-1962) realisierte bis 1961 das jüdische Gemeindezentrum in Bremen, es war nach Betsälen und Synagogen in Recklinghausen (1955), Aachen (1957), Minden (1957), Hagen (1959) und Paderborn (1959) sein letzter Synagogenbau. Das Grundstück liegt in einem wohlhabenden Wohngebiet östlich der Innenstadt. Dem Charakter der Umgebung entsprechend entwarf Gerle einen Komplex, der von der Straße um einen breiten Grünstreifen zurückgesetzt, also wie in einem Garten steht. Die Baugruppe gliedert sich in einen zweigeschossigen Trakt mit Gemeinderäumen, Büros und einer Mikwe im Kellergeschoß und einen kubischen, höher aufragenden Block für die Synagoge, die mit ihrer Kuppel, rundbogig schließenden Fensterschlitzten und einer Sandsteinverkleidung deutlich als „sakral“ von den profanen Bauteilen unterschieden ist. Beide Teile werden durch einen gemeinsamen Eingang mit einer breiten Freitreppe unter einem auskragenden Vordach erschlossen.



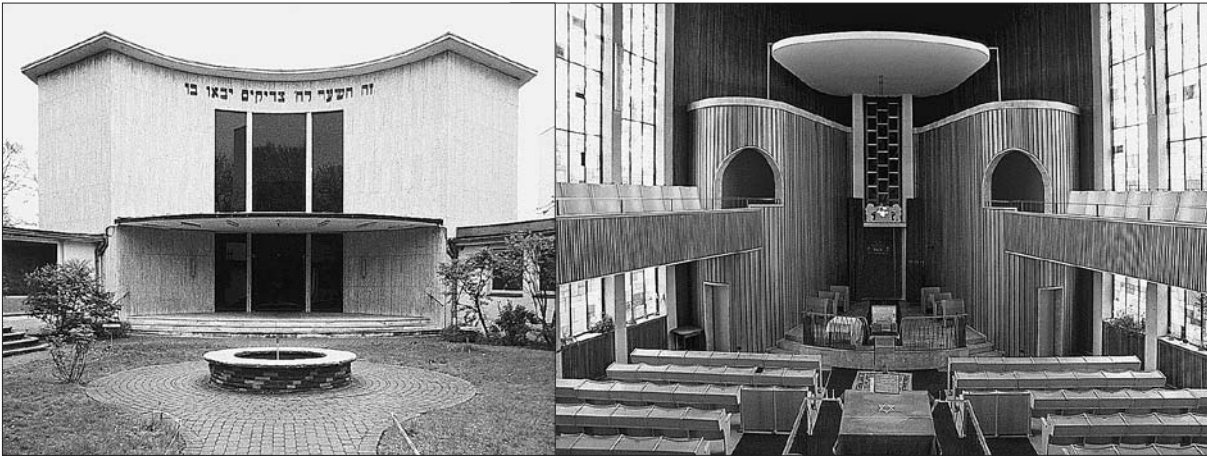
Durch den Haupteingang gelangt man in ein Foyer, von dem aus sowohl die Gemeinderäume als auch die Synagoge zugänglich sind. Wie in vielen Synagogen dient das Foyer auch als Raum des Gedenkens: Verschiedene Tafeln erinnern an die Opfer der Shoa. Der Synagogensaal ist ein auf quadratischem Grundriß errichteter Raum mit einer Empore im Westen. Eine flache, kreisrunde Gewölbeschale betont seinen Zentralraumcharakter. Die Seitenwände sind durch schmale, bleiverglaste Fensterstreifen geöffnet. Auf der Ostseite, über einer mehrfach gestuften Estradenanlage, erhebt sich der Toraschreinaufbau, ein großer Rahmen aus geböschten Pfosten und einem geraden Abschluß, in dem ein Vorhang den eigentlichen Schrein verdeckt. Auf der Estrade vor dem Schrein steht der Schulchan, so daß die Ostpartie des Raums in ihrer funktional-räumlichen Gliederung dem Vorbild der reformierten oder liberalen Synagogen des 19. Jahrhundert folgt.

*7 Münster, Synagoge, Arch.: H. Goldschmidt, 1961, Ansicht von Nordwesten (Foto: U. Knufinke 2007)*

*8 Münster, Synagoge, Arch.: H. Goldschmidt, Inneres nach Osten, Zustand 2007 (Foto: U. Knufinke 2007)*

Ebenfalls 1961 fand die Einweihung einer neuen Synagoge und eines Gemeindezentrums in Münster statt, entworfen von Helmut Goldschmidt (1918-2005).<sup>13</sup> Er war auch der Architekt der frühen Nachkriegsbetsäle in Düsseldorf (1948-50) und Köln (1949), der Synagoge in Dortmund (1956), des Wiederaufbaus der Kölner Synagoge in der Roonstraße (1959) sowie von Betsälen und Synagogen in Bonn (1959), Wuppertal, Koblenz (1962) und Mönchengladbach (1967). In Münster war das Grundstück seit dem Bau einer Synagoge in den Jahren 1879-80 Standort des jüdischen Gotteshauses der Stadt, das 1938/39 zerstört wurde.<sup>14</sup> Ab 1947 versammelte man sich wieder in wechselnden Betsälen. Ende der 1950er Jahre begann die Gemeinde einen Neubau zu planen.

Goldschmidt entwarf die Synagoge als einen rechteckig gestreckten, zwei Geschosse hohen Baukörper, der das anschließende eingeschossige, um



9 Hannover, Synagoge, Arch.:  
H. Z. Guttman, 1963,  
Ansicht von Westen (Foto:  
U. Knufinke 2004)

10 Hannover, Synagoge,  
Arch.: H. Z. Guttman,  
1963, Inneres nach Osten  
(Foto: U. Knufinke 2004)

einen Innenhof gruppierte Gemeindezentrum deutlich überragt. Die zur Straße gerichtete Front des Synagogenbaus suggeriert einen dreischigen Aufbau, da der mittlere Teil die schmaleren seitlichen etwas überragt. Auch im Innenraum ist diese Dreigliedrigkeit, die schon bei Sakralbauten der Zwanziger Jahre zu beobachten war (Synagoge in Plauen und Tempel in Hamburg) durch einen erhöhten Deckenstreifen in der Mitte sichtbar gemacht. Der Toraschreinaufbau auf der Ostseite steht in einer breiten, geböschten Nische, die die Breite dieses Streifens aufnimmt. Ihm ist eine Estrade mit Lese- und Predigtstuhl vorgelagert, wie es in liberalen bzw. reformierten Synagogen üblich ist. Die sichtbar gelassene Konstruktion des Bauwerks aus Stahlbetonrahmen und füllenden Ziegel- bzw. Fensterflächen macht die Synagoge in Münster zu einem typischen Vertreter der Sakralarchitektur um 1960, zu der auch Goldschmidts andere Synagogen zu rechnen sind.

Ein multifunktionales und entsprechend vielgliedriges Gemeindezentrum entwarf Hermann Zvi Guttman (1917-1977) für Hannover, es wurde 1963 eingeweiht.<sup>15</sup> Guttman hatte zuvor bereits die Synagogen in Offenbach (1956) und Düsseldorf (1958) realisiert, es folgten Synagogen-einrichtungen in Augsburg (1963), Fürth (1964) und Bayreuth (1965) sowie Synagogen in Osnabrück (1969), Würzburg (1970) und Frankfurt/Main (1977), außerdem entwarf er die Trauerhallen in Hannover-Bothfeld (1960) und Augsburg (1961) und das jüdische Mahnmal auf dem Gelände des Konzentrationslagers Dachau (1967).

Der Synagoge Hannovers gab Guttman mit einem parabolischen Grundriß und einem nach Osten, zum Scheitel der Parabel, ansteigenden Dach eine neue Form, während die räumlich-funktionale Gliederung des Inneren ganz traditionell blieb: Der Toraschrein steht im Osten, gegenüber,



zwischen den beiden Armen der Parabel, befindet sich die Frauenempore, die Bima steht in der Mitte. Geschwungene Foyers verbinden den Synagogenbau mit den streng rechtwinkligen Bauteilen des Gemeindezentrums und des Altenwohnhauses. Frei ausschwingende mit kubischen Formen zu verbinden mag als Merkmal der Architektur der 50er Jahre gelten (man vergleiche zum Beispiel gleichzeitige Kirchenentwürfe, etwa von Rudolf Schwarz), die parabolische Grundform des Synagogenraums findet ihre Vorbilder jedoch schon in der Sakralarchitektur der 20er Jahre, erinnert sei an Otto Bartnings „Stahlkirche“ von 1928.

*11 Karlsruhe, Synagoge,  
Arch.: H. W. Brosinsky und  
H. Backhaus, 1971, Inneres  
nach Osten (Foto: U. Knufinke  
2006)*

*12 Hannover, liberale  
Synagoge, Inneres nach Osten  
(Foto: U. Knufinke 2006)*

Nach der „Neubauwelle“ der 50er und frühen 60er Jahre ebte die Bautätigkeit jüdischer Gemeinden ab, während ihre Mitgliederzahlen stagnierten oder sanken. Ein architektonisch bemerkenswerter Bau ist die Synagoge in Karlsruhe von Harro Wolf Brosinsky und Hermann Backhaus, eingeweiht 1971. Typisch für viele Synagogen der Nachkriegszeit ist die versteckte Lage: Das Gemeindezentrum ist in ein Waldstück am Rand eines Wohnviertels eingebettet. Erst hinter dem rechtwinkligen Riegel der Gemeinderäume steht die sechseckige Synagoge, deren gefaltetes Dach wie eine Krone aufsteigt. Aus dem Sechseck des Grundrisses entwickelt sich im Inneren durch eingeknickte, Holzvertäfelte Wände ein dreidimensionaler, zeltartiger Davidstern. Bei gleichzeitiger strenger „Sachlichkeit“ wird die symbolische Form zum alles prägenden Konzept des Bauwerks. Die Idee einer erkennbar „jüdischen“ Gestalt der Synagogen verfolgten die Architekten auch bei ihrer sechseckigen Synagoge in Freiburg von 1987. Sie ist, wie die Synagogen in Mannheim (1987, Karl Schmucker) und Darmstadt (1988, Alfred Jacoby), zu den Bauten der sogenannten „Postmoderne“ zu rechnen, bei denen symbolischer Gehalt und historisierender Rückgriff eine neue, zeichenhafte „Lesbarkeit“ der Architektur zu erzielen versuchten.



13 Aachen, Synagoge, Arch.:  
A. Jacoby, 1996, Ansicht von  
Westen (Foto: U. Knufinke  
2006)

14 Aachen, Synagoge, Arch.:  
A. Jacoby, Inneres nach Osten  
(Foto: U. Knufinke 2006)

Die politische Wende in den Staaten des Warschauer Pakts um 1990 wurde zum Auslöser für einen grundlegenden Wandel innerhalb der jüdischen Gemeinden Deutschlands. Jüdische Einwanderer, vor allem aus der ehemaligen Sowjetunion, erhöhten die Mitgliederzahlen oft um ein Vielfaches, und zahlreiche Gemeinden gründeten sich neu. Neben der Integration der Zuwanderer in das Gemeindeleben (und in die deutsche Gesellschaft) wurde es zu einer wichtigen Aufgabe, entsprechend große Räume zu finden und einzurichten. Viele Gemeinden zogen, vergleichbar der ersten Phase nach 1945, in bestehende Bauwerke ein und nutzten vorhandene Säle als Synagogenräume mehr oder weniger provisorischen Charakters. In Hannover etablierte die neugegründete liberale Gemeinde ihren Gottesdienstraum in einem Wohn- und Geschäftshaus. Sie ließ einen Toraschrein und eine Bima anfertigen, die den funktionell eingerichteten Saal zur würdigen Synagoge machen.<sup>16</sup>

Viele der stark angewachsenen Gemeinden streben den Bau neuer Gemeindezentren und Synagogen an. Die dadurch ausgelöste neuerliche Welle von Neubauten hält bis in die Gegenwart an.<sup>17</sup>

In Aachen realisierte der Frankfurter Architekt Alfred Jacoby (geb. 1950) bis 1996 einen Neubau. Jacoby ist der gegenwärtig wohl erfolgreichste Architekt jüdischer Gemeindeeinrichtungen in Deutschland.<sup>18</sup> Am Standort der 1938 zerstörten Synagoge entstand ein Gemeindezentrum, dessen Synagoge sich hinter einer konkaven Platzfront als geschlossener Rundbau erhebt. Der von einer Stahlskelettkuppel überdeckte zylindrische Raum ist in seiner Konzeption mit der klassizistischen Synagoge in Wörlitz, dem ersten in Deutschland realisierten synagogalen Rundbau, vergleichbar (s. Artikel): Dem Toraschrein auf der Ostseite steht eine hufeisenförmige Frauenempore gegenüber, in der Mitte unter der Kuppel steht die Bima. Die schlichte Ausstattung wird wirkungsvoll überstrahlt von den bunten Bleiverglasungen der vertikalen Fensterschlitze knapp unter dem Kuppelansatz, entworfen von Johannes Schreiter. Kreisrunde und ovale Sakralräume setzte Jacoby auch in Heidelberg (1994) und Chemnitz (2002) ein, um sie mit den profanen Baulichkeiten der übrigen Gemeinderäume zu kontrastieren. Für andere Bauten (Kassel (2000), Köln (2003)) realisierte er rechteckige oder quadratische Synagogenräume von großer formaler Schlichtheit.

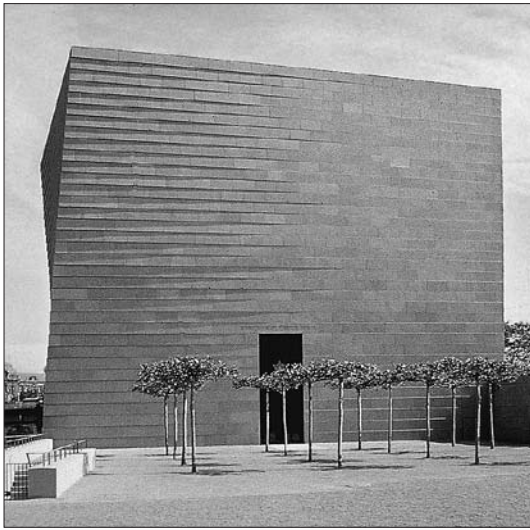
Das Gemeindezentrum in Duisburg, entworfen und realisiert bis 1999 vom israelischen Architekten Zvi Hecker (geb. 1931), steht mit seiner expressiv-symbolischen Gestaltung für eine andere, gern „dekonstruktivistisch“ genannte Richtung der zeitgenössischen Architektur.<sup>19</sup> Das Grundstück liegt am Rand der innerstädtischen Bebauung in einem Areal, dessen Umwandlung von einer Industriefläche zu einer Parklandschaft gerade vorgenommen wurde. So muß der Neubau auf der Südseite den Abschluß einer



Straßenzeile bilden, auf der Nordseite kann er sich aber mit einer langen Front zur Wasserfläche des Hafenbeckens und zur begrünten Promenade präsentieren. Ein Fächer freitragender, kantiger Betonrahmen öffnet sich zu dieser Seite – erinnernd an aufgeschlagene Seiten eines Buchs oder an ausgreifende Finger einer Hand. Der markante „Fächer“ der Rahmen gibt den durch sie hindurch oder unter sie geschobenen, vielfach verkanteten und aufgelösten Baukörpern des Gemeindezentrums eine gewisse ordnende Struktur. Die keilartige, schwarz verkleidete Synagoge ragt auf der Ostseite des Bauwerks scharf in den umgebenden Grünraum. Innen stellt Jerusalemer Kalkstein für den Toraschrein die „materielle“ Verbindung zum Gelobten Land her. Obwohl die vielfältigen und oft eher collagiert als konsequent entwickelt erscheinenden Details verwirren können, ist das Bauwerk im ganzen beeindruckend durch die expressive und zugleich klar symbolisch deutbare Gesamtform dieser „Archiskulptur“.

*15 Duisburg, Gemeindezentrum mit Synagoge, Arch.: Z. Hecker, 1999, Ansicht von Nordwesten (Foto: U. Knuffinke 2004)*

Eine andere Formensprache entwickelte das Saarbrücker Büro der Architekten Wandel, Höfer, Lorch und Hirsch für die neue Synagoge in Dresden, die 2001 die seit 1950 als Synagoge genutzte Trauerhalle ablösen sollte.<sup>20</sup> Für den Standort der 1938 vernichteten Synagoge Gottfried Semper (s. Artikel) plante man ein Gemeindezentrum mit Synagoge, das den komplizierten städtebaulichen Voraussetzungen und der historischen Bedeutung des Ortes Rechnung tragen sollte: Eine Hauptverkehrsachse zur Elbbücke auf der Ostseite, das parkartige Ende der Brühlschen Terrassen auf der Westseite, die Elbe im Norden und der historische Stadtkern mit der wieder erstehenden Kuppel der Frauenkirche im Süden forderten eine



16 Dresden, Synagoge, Arch.: Wandel, Hofer, Lorch und Hirsch, 2002, Ansicht von Süden (Foto: U. Knufinke 2004)

17 Dresden, Synagoge, Arch.: Wandel, Hofer, Lorch und Hirsch, 2002, Inneres nach Osten (Foto: U. Knufinke 2005)

Gestaltung heraus, die sich monumental, mahnmalhaft, gegen die Umgebung behaupten kann. Die Architekten plazierten einen kubischen Riegel mit scheinbar wahllos verteilten Rechteckfenstern auf der Stadtseite des Grundstücks und einen gewaltigen, geschichteten und in sich verdrehten Würfel als bis auf kleine Luken geschlossene Synagoge gegenüber an den Elbhang. Beide Baukörper sind verbunden durch eine Mauer zur Abschottung gegen die Straße und einen erhöht angelegten Hof, zu dem sich das Gemeindehaus mit einer Glasfront und die Synagoge mit ihrem großen Eingangsportal öffnen. Im Boden des Hofes ist der Grundriß der Semperischen Synagoge nachgezeichnet.

Beim Betreten des verdrehten Würfels erkennt man, daß der mächtige Außenbau eine Hülle ist für die eingestellte Holzarchitektur der eigentlichen Synagoge, die sich nicht an den Grundmauern ausrichtet sondern an der verdrehten und durch ein Betongitter zum Oberlicht geöffneten Decke, so daß eine exakte Ostung des Raums möglich ist. Eine Holzwand, in die der Toraschrein eingelassen ist, bildet den östlichen Abschluß, eine ebenfalls hölzerne Emporenanlage mit dem Eingang in den Raum des Gebets steht ihr gegenüber, dazwischen markiert die Bima das Zentrum des Bauwerks. Ein von der Decke abgehangenes metallgewebtes Netz faßt den in warmen Tönen gehaltenen Synagogenraum zusammen und schließt ihn wie ein Zelt vom grauen Sichtbetonkubus ab – anspielend auf das Zelt der Stiftshütte des ersten jüdischen Heiligtums. Während die Synagoge nach außen monumental und „maßstabslos“ erscheint – angemessen ihrer städtebaulichen Funktion als moderner Abschluß der historischen Elbfront und ihrer symbolischen Aufgabe als Denk- oder Mahnmahl der deutsch-jüdischen Geschichte – so zeigt das Innere sich als Versuch, ei-

nen konzentrierten, intimen Raum des gemeinsamen Gebets zu schaffen. Diese Ambivalenz macht die Dresdner Synagoge zu einem der am meisten diskutierten Bauwerke der deutschen Architektur der letzten Jahre.

Dieselben Architekten konnten 2006 in München das größte Bauprojekt einer jüdischen Gemeinde in der Bundesrepublik realisieren. Am Jakobsplatz inmitten der Stadt entstand eine Baugruppe aus einem Gemeindezentrum mit Schule, einem jüdischen Museum und einer Synagoge, die wieder eine monumentale, zum Stadtraum fast hermetisch geschlossene Form erhielt.

Nach den provisorischen und oft versteckt wirkenden Neuanfängen jüdischer Architektur nach dem Ende der Shoa und den immer noch bescheidenen Bauwerken der Fünfziger und Sechziger Jahre können die gegenwärtigen Neubauten jüdischer Gemeinden als geradezu überraschend vielfältige und durch entwerferische Konsequenz qualitätvolle Beiträge zur Entwicklung der sakralen Architektur in Deutschland betrachtet werden. Wie die Bauwerke der ersten Generation werden sie als sichtbare bauliche Zeugnisse des Stands der deutsch-jüdischen Nachkriegsgeschichte verstanden und stehen im Zentrum politischer, medialer und allgemeiner Aufmerksamkeit der Bürgerinnen und Bürger. Ihre weitere Entwicklung zu verfolgen und kritisch zu begleiten stellt sich auch den Architekturhistorikerinnen und -historikern als interessante und bedeutende Aufgabe.

<sup>1</sup> So der Titel einer Aufsatzsammlung; Schoeps, Julius H. (Hrsg.): *Leben im Land der Täter – Juden im Nachkriegsdeutschland (1945-1952)*, Berlin 2001.

<sup>2</sup> Zur Geschichte der Displaced Persons vgl. die Überblicksdarstellung von Königseder, Angelika und Juliane Wetzlar: *Lebensmut im Wartesaal – Die jüdischen DPs (Displaced Persons) im Nachkriegsdeutschland*, Frankfurt/Main (aktualisierte Neuausgabe) 2004. Zur Situation in Celle vgl. Rahe, Thomas: *Die jüdische DP-Gemeinde in Celle 1945-1951*, in: *Jüdisches Leben in Celle nach 1945*, hg. v. d. Gesellschaft für Christlich-jüdische Zusammenarbeit Celle e.V., Celle 2005, bes. S. 24-25. Eine 1946 im Hof der Synagoge errichtete Mikwe wurde später, nach der Auflösung der DP-Gemeinde um 1951, wieder abgerissen. Auch in Wetzlar und wahrscheinlich in Dieburg und Eschwege wurden ältere Synagogen von DP-Gemeinden genutzt.

<sup>3</sup> In Trutzhain (Hessen) ist eine Lagerbaracke, in der zwischen 1946 und 47 ein Betsaal bestand, mit Resten einer Ausmalung noch erhalten.

<sup>4</sup> Vgl. Sauer, Paul und Sonja Hosseinzadeh: *Jüdisches Leben im Wandel der Zeit – 170 Jahre Israelitische Religionsgemeinschaft, 50 Jahre neue Synagoge in Stuttgart*, Stuttgart 2002, S. 162-163. In Orten, wo Synagogen oder andere Gemeindeeinrichtungen baulich noch erhalten waren, wurden diese manchmal wieder hergerichtet, zum Beispiel in Berlin, Rykestraße und Pestalozzistraße, in Frankfurt/Main, in Köln oder in München.

<sup>5</sup> Vgl. Böcker, Axel: *Die neue Synagoge*, in: Fischbach, Stefan und Ingrid Westerhoff: *Synagogen in Rheinland-Pfalz, Saarland – „... und dies ist die Pforte des Himmels“*, Schriftleitung: Joachim Glatz und Meier Schwarz, Mainz 2005, S. 454-455.

<sup>6</sup> Allgemein zur Synagogenarchitektur der Nachkriegszeit in Deutschland vgl. Korn, Salomon: *Synagogenarchitektur in Deutschland nach 1945*, in: Schwarz, Hans-Peter (Hrsg.): *Die Architektur der Synagoge*, Frankfurt/Main 1988, S. 287-343; Knufinke, Ulrich: *Aktuelle Synagogenarchitektur in Deutschland*, in: *Begegnungen* 91(2008) H. 1, S. 2-6 (Kurzversion des vorliegenden Beitrags).

- <sup>7</sup> Zu Guggenheimer vgl. Warhaftig, Myra: Deutsche jüdische Architekten vor und nach 1933 – Das Lexikon, 500 Biographien, Berlin 2005, S. 78-79. Guggenheimer verö entlichte zur Einweihung der Synagoge einen knappen theoretischen Artikel von 1930, der damals von seinem Büroteilhaber Oskar Bloch als Beitrag über jüdische Architektur zu einer Ausstellung sakraler Kunst publiziert worden war; vgl. Festschrift zur Einweihung der Synagoge in Stuttgart am 18. Ijar 5712 (13. Mai 1952), hg. v. d. Israelit. Kultusvereinigung Württemberg u. Hohenzollern, Stuttgart 1952, S. 1-2.
- <sup>8</sup> Betsäle bestanden Schwerin und Magdeburg, in Dresden und in Halle/Saale wurden einstige Trauerhallen zu Synagogen umgebaut, in Berlin und Leipzig wurden ältere Synagogen wieder hergerichtet. Weitere Neubauten waren ein Gemeindehaus mit Betsaal in Chemnitz/Karl-Marx-Stadt, eine Trauerhalle in Leipzig und ein Friedhofsgebäude in Halle. Zur Geschichte vgl. zum Beispiel O enberg, Ulrike: „Seid vorsichtig gegen die Machthaber“ – Die jüdischen Gemeinden in der SBZ und der DDR 1945-1990, Berlin 1998. Zur Geschichte des Bauwerks vgl. Menzel, Eberhard: Die neue Synagoge – eine Stätte der Ho nung, in: Stadt und Geschichte – Zeitschrift für Erfurt. Nr. 16 (2002), S. 16-17.
- <sup>9</sup> Menzel: Die neue Synagoge... (wie Anm. 8), S. 16.
- <sup>10</sup> Vgl. exemplarisch Zieher, Jürgen: Im Schatten von Antisemitismus und Wiedergutmachung – Kommunen und jüdische Gemeinden in Dortmund, Düsseldorf und Köln 1945-1960, Berlin 2004; oder Grübel, Monika: Nach der Katastrophe – Jüdisches Leben in Köln 1945 bis 1949, in: Günzel, Günther B., und Sonja Günter: „Zuhause in Köln...“ – Jüdisches Leben 1945 bis heute, Köln 1998, S. 42-55.
- <sup>11</sup> Als größere Bauwerke anderer Architekten sind zu erwähnen von Alfons Leitl die Synagoge in Trier (1957), von Dieter Knoblauch und Ernst Heise das jüdische Gemeindehaus in Berlin, Fasanenstraße (1959) und die Synagoge in Essen (1959), sowie die Synagoge in Hamburg von Franz May (1960).
- <sup>12</sup> Die Entwicklung der jüdischen Gemeindezentren als einheitlich entworfene Bauensembles hatte in Deutschland um die Jahrhundertwende ihren Anfang genommen. Auch international setzte sich die Idee spätestens nach dem Zweiten Weltkrieg durch; zum Beispiel bei den Gemeindezentren Erich Mendelsohns in den USA; vgl. Gruber, Samuel D.: American Synagogues – A Century of Architecture and Jewish Community, New York 2003.
- <sup>13</sup> Zu Goldschmidts Biographie vgl. seine Skizze in Becker-Jäkli, Barbara (Hrsg.): Ich habe Köln doch so geliebt – Lebensgeschichten jüdischer Kölnerinnen und Kölner, Köln 1993, S. 125-154; oder Mader, Ruth: „Wir tauschten Pferdemist gegen Steine“ – Der jüdische Architekt Helmut Goldschmidt und der Wiederaufbau von Mayen, in: Mayener Beiträge zur Heimatgeschichte 10 (2001), S. 63-79; und Warhaftig: Deutsche jüdische Architekten... (wie Anm. 7), S. 188-189.
- <sup>14</sup> Zur Geschichte der Synagogen in Münster vgl. Pracht-Jörns, Elfi: Jüdisches Kulturerbe in Nordrhein-Westfalen, Teil IV: Regierungsbezirk Münster, Köln 2002, S. 25-32; zur Einweihung erschien eine Festschrift: Festschrift zur Weihe der neuen Synagoge in Münster/Westf. Münster 1961, darin auch ein Beitrag von Goldschmidt über seine Synagoge, S. 40-42.
- <sup>15</sup> Zum Werk des Architekten vgl. Guttman, Hermann Zvi: Vom Tempel zum Gemeindezentrum – Synagogen im Nachkriegsdeutschland, hg. v. Sophie Remmlinger und Klaus Hofmann, Frankfurt/Main 1989; zu Hannover S. 42-53; und Leben und Schicksal – Zur Einweihung der Synagoge in Hannover, Hannover 1963.
- <sup>16</sup> Der Verf. dankt der Liberalen jüdischen Gemeinde Hannover und ihrer Vorsitzenden, Frau Ingrid Wettberg, herzlich für Informationen und Unterstützung.
- <sup>17</sup> Zur jüngeren Entwicklung der Synagogenarchitektur in Deutschland vgl. zum Beispiel Klemmer, Clemens: Salomons Tempel – Symbolistik und Erinnerung im modernen Synagogenbau der jüdischen Gemeinden in Deutschland, in: Menora – Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte 11 (2000), S. 41-68.
- <sup>18</sup> Herrn Prof. Jacoby und Frau Finger sei herzlich für ihre Unterstützung meiner Recherchen gedankt. Jacobys Synagogen wurden anlässlich einer Ausstellung dargestellt von Lorenz, Mario und Monika Finger (Hrsg.): In einem neuen Geiste – Synagogen von Alfred Jacoby, Frankfurt/Main 2002
- <sup>19</sup> Zu Heckers Synagoge vgl. Pehnt, Wolfgang: Ein altes Buch mit neuen Seiten – Zvi Heckers Jüdisches Gemeindezentrum in Duisburg, in: Synagogen: Zukunft aus der Vergangenheit (= Kunst und Kirche 64 H. 4, 2001), S. 238-242, und ders.: Jüdisches Gemeindezentrum Duisburg Mülheim Oberhausen, in: Sachs, Angeli und Edward van Voolen: Jewish Identity in Contemporary Architecture – Jüdische Identität in der zeitgenössischen Architektur, München u.a. 2004, S. 116-123.
- <sup>20</sup> Vgl. zur Nachkriegsgeschichte der jüdischen Gemeinde Goldenbogen, Nora: Zwischen Trostlosigkeit und Ho nung – Neubeginn und jüdisches Leben in Dresden nach 1945, in: Goldenbogen, Nora (Hrsg.): Einst und jetzt: zur Geschichte der Dresdner Synagoge und Ihrer Gemeinde. Dresden 2001, S. 108-121; zum Neubau vgl. zum Beispiel Wandel, Höfer, Lorch und Hirsch: Tempel und Zelt, in: Goldenbogen: Einst und jetzt..., S. 122-127; oder Sachs, Angeli: Neue Synagoge Dresden, in: Sachs (Hrsg.): Jewish Identity... (wie Anm. 19), S. 124-131.